

Das blaue Pferd

von Anik Sonnenblum

„Ich kündige“. Entschieden, wenn auch nicht wohl überlegt spucke ich meinem Chef die beiden Worte ins Gesicht. Eigentlich wollte ich mich lediglich über seinen Vorwurf, ich hätte die Mindestvorgaben und das **Minimalziel** des letzten Quartals nicht erreicht, beschweren, aber nun stehe ich hier, und kann mich selbst kaum fassen. Bin ich wahnsinnig? Jetzt lache ich auch noch laut über diese erste kindliche Unüberlegtheit seit Monaten, ja vielleicht seit Jahren. Ein nie zuvor erlebtes Gefühl der **Freiheit** überkommt mich, und ich schlage mit der Faust auf den Schreibtisch, hinter welchem sich mein Boss tagtäglich verschanzt, um der Menschlichkeit, der Großzügigkeit und der Nächstenliebe, welche als Gäste immer wieder zaghaft an seine Türe klopfen, nicht direkt ins Auge blicken zu müssen. Ein zweites Mal fährt meine Faust auf die Tischplatte nieder, denn ich weiß, dieser Moment muss auskosten werden. Ich spüre, wie mein plötzlicher Entschluss zur Kündigung in mir ein Feuerchen an einer **Zündschnur** angezündet hat, die nun brennt und bald die schlummernde Ladung Vitalität in mir zum Explodieren bringen wird. Vom puren Leben, das nehme ich nun ungetrübt wahr, hat mein Chef abscheuliche Angst. „**Zurücktreten, bitte**“, faucht er kraftlos und schließt seine Augen, deren Blick eben noch unverwandt auf mich gerichtet war. An diese Aufforderung, die mehr wie ein Flehen geklungen hat, halte ich mich gerne. Ich mache kehrt, spaziere durch die Tür hinaus und knöpfe beim Verlassen der Chefetage meine Bluse auf. In meiner Abteilung, die ich gleich wie ein schnell vergänglicher Windhauch mit wehendem Haar verlassen werde, entledige ich mich meiner restlichen Kleidung, denn ich fühle mich frei. Vollkommen eins mit mir selbst und mit dem Sommer, der draußen auf den Straßen seine Feste feiert, rauche ich nackt im **Nichtraucherbereich** zwei Zigaretten, und als mich die kräftigen Männer des Sicherheitsdienstes mit verhaltenem Lächeln und schüchternen Rehaugen galant nach draußen geleiten wollen, hauche ich ihnen ein verrauchtes „**zwei noch**“ ins Gesicht. Nach diesen letzten beiden Glimmstängeln – selten hat mir Genuss so gut getan, muss ich gestehen – packe ich meine Tasche, werfe mir pflichtbewusst mein Mäntelchen über und stöckle zwinkernd an den **hochgezüchteten** Bürohengsten, denen spontane Lust die ansonsten so wohl kontrollierten Gesichtszüge entgleisen ließ, vorbei, hinaus in die Luft. Ich atme durch und blicke ein letztes Mal zurück, viele unfreundliche Gesichter hängen an den Fenstern, sie verschmelzen vor meinen Augen wie Kerzenwachs, doch was kümmert es mich. Da! Die beiden **schwulen Investoren** unserer Tochterfirma winken mir jubelnd zu, ganz oben, vom letzten Stock, und ich jauchze innerlich und habe diesen Tag meines Lebens bereits **heilig gesprochen**. Weil es heiß ist, lasse ich den Mantel fallen und bade mich in den **Hektolitern** des klaren Wassers unseres Stadtbrunnens, mitten auf dem Hauptplatz. Ich bin nicht laut und erzeuge nur wenig Aufmerksamkeit, nur drei **betroffene Briefträger** stehen am Brunnenrand und sind unschlüssig, ob sie meine unbändige Gier nach Freude teilen oder doch lieber der gewohnten Arbeit nachgehen sollen; wie kleine Sonnenblumen sehen sie aus, im gelben Gewand, mit schwarzen **Dreiecken** als Hut auf den Köpfen. So, nun wird es aber Zeit für mich. Frisch gebadet entsteige ich dem Nass, hülle mich in meinen Mantel und betrete verbotenerweise (weil eigentlich nackt und ohne eine Eintrittskarte zu erwerben) das Museum für angewandte Kunst. Dort steuere ich auf ein wohlbekanntes Bild zu und fasse lächelnd in meine Manteltasche, in welcher sich ein Zuckerstück vom letzten Kaffeehausbesuch findet. Das süße Etwas thront auf meiner flachen Hand, und elegant steigt Franz Marcs blaues Pferd aus dem Bild, um sich den Leckerbissen nicht entgehen zu lassen. Den Mantel und meine Tasche zurücklassend, steige ich auf den kräftigen Rücken des Tieres, schnalze mit der Zunge und gebe mich auf die Suche nach der **wahren Liebe**.

ENDE